Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 111. Bromberg, den 17. Juli 1925.

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach.**

(2. Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Wieder kehrte Diethelm mit großem Geleite in das Wirtshaus zurück. Es waren nun wirklich seine Vasallen, denn ihn umgaben alle die, denen er abgekauft hatte.

Unter dem Tore begegnete er seiner Tochter, die mit einigen Mädchen dort seiner harrte; sie fragte ihn, ob er nun mitgehe, ihr, wie er versprochen, einen Marktkram** zu kaufen. Diethelm sagte, er habe keine Zeit, und gab ihr zwei Kronentaler, daß sie sich selber etwas kaufe.

Mit dem Steinbauer mußte nun vor allem glatte Rechnung gemacht werden. Diethelm nahm ihn zuerst allein vor, aber er mochte reden, was er wollte, der Steinbauer blieb bei seiner Aussage, er verlangte ein Viertel des Kaufpreises als Anzahlung und binnen acht Tagen die Unterschrift des Schäuflerdavid als Bürgen. Diethelm suchte das Ungerechte dieser Bedingungen, die gar nicht festgestellt waren, darzutun; der Steinbauer verzog keine Miene und blieb dabei; selbst als Diethelm laut lachte und die Sache ins Scherzhafte ziehen wollte, blieb sein Widerpart ohne Teilnahme und war, was man so nennt, ein bestandener Bauer***, der sich nicht so leicht aus seinem Schritt bringen ließ. Schnell in Zorn überspringend, schalt ihn Diethelm einen Betrüger, da er einen geringeren Kaufpreis angegeben habe, um die anderen zu hintergehen. Der Steinbauer leugnete dies und behauptete, er habe zur Angabe Diethelms nur geschwiegen, er könne aber jetzt auch reden und vielleicht mehr, als lieb sei.

„Was meinst? was?“ fragte Diethelm hastig.

„Ich mein' gar nichts, ich will mein Geld und da bleibt ein jeder, wer er ist.“

„Hältst mich für ein Schuldenbäuerle?“ fragte Diethelm halbzornig.

„Nein, b'hüt Gott, ich könnt' mit dir tauschen, wenn's drauf ankäm'; aber weißt: zahlen mit bar Geld, das zwingt die Welt. Du brauchst ja nur pfeifen, da hast's, und wenn ich mein' Sach' wieder an mich zieh', und das tu' ich, wenn du mich nicht bar bezahlst, ich ließ' es aber nicht dabei, ich müßt' vor's Amt damit, so hart es mich ankommt.“

Diethelm fühlte, was es heißt, sich in schwankender oder gar in verzweifelter Lage zu befinden, da muß man sich so zu sagen übers Ohr hauen lassen und tun, als ob nichts geschehen wäre, nur um Aufsehen und genauere Nachforschung zu vermeiden.

„In einer Stunde hast all dein Geld“, rief Diethelm, den ihn ungerecht Bedrängenden überbietend.

„So recht“, sagte der Steinbauer, „wie viel Uhr ist jetzt? Drei? Um viere bin ich wieder da. B'hüt dich Gott und zürn' nicht.“

Die übrigen, die den zähen Steinbauer so zufrieden davon gehen sahen, waren schnell befriedigt und Diethelm drang selber drauf, daß sie „wegen Leben und Sterben“ eine Handschrift von ihm nehmen mußten. Nun eilte er zu dem Advokat Rothmann und verlangte von ihm ein Darleihen für den Steinbauer; der Advokat beglückwünschte Diethelm zu seinen guten Einkäufen und schloß eine eiserne Geldkiste, indem er sagte „Das sind Pfleggelder, Ihr seid ja selber Waisenpfleger und wißt, daß ich solches Geld nicht ohne gerichtliche Bürgschaft verleihen darf.“ Diethelm ging um die Kiste herum wie die Katze um einen Wursthäckler und sah mit Schmerzen das alles verschließen, ohne Miau zu machen; er blieb noch eine Weile harmlos plaudernd bei dem Advokaten und tat, als ob er nie ein Anliegen gehabt hätte, mit dem er abgewiesen worden war. Er versicherte Rothmann, daß er weit davon entfernt sei, ihn aus der Abgeordnetenstelle verdrängen zu wollen, der Advokat entgegnete, daß er Diethelm Glück wünsche, wenn er als Kandidat der sich so nennenden Konservativ-Liberalen durchdringe, die Herren möchten dann einmal ihre sogenannte Möglichkeitspolitik versuchen, um zu erfahren, daß das Schlechte leichter möglich sei als das einfach Rechte.

Diethelm zeigte sich eifrig in Darlegung seiner Gesinnungen, und doch dachte er jetzt an nichts weniger als an dies.

Offen und versteckt laufen überall und allezeit die verschiedensten Interessen durcheinander.

Als Diethelm das Haus verließ, traf er glücklich den Reppenberger vor demselben; durch diesen ließ er nun ein gut Teil des Eingekauften unter der Hand zu bar Geld machen, mit der Bedingung, daß nicht hier unter den Augen der Marktaufseher, sondern morgen auf dem eine Stunde entlegenen Dorfe oder noch besser in seiner eigenen Heimat abgeliefert werde. Bis dieses Geschäft abgemacht war, wollte sich Diethelm verborgen halten und dazu gab es kein besseres Versteck als den Tanzboden im „Stern“, wo eben die Musik aufspielte; dort würde ihn gewiß niemand suchen und dorthin sollte Reppenberger mit dem fremden Händler kommen.

Es war, als ob doch etwas von dem Wunsche Diethelms, mit seinen zwei Rappen in den Stuben herum zu kutschieren, erfüllt wäre; denn kaum war er auf dem Tanboden, wo sich eben in lärmender Pause die erhitzten Paare verliefen, als alles ehrerbietig vor ihm auswich, und da und dort hörte er seinen Namen pispern. Einige ältere Leute, die ihm zutranken und stolz darauf schienen, daß er das Glas annahm, fragte er nach dem Reppenberger, den er zu suchen vorgab; sogleich erboten sich mehrere trinkgeldsbedürftige, den Reppenberger aufzusuchen. Diethelm hatte abzuwehren, so gut er konnte, und glücklicherweise erlöste ihn ein junger, modisch gekleideter Mann, der mit vielen Bücklingen auf ihn zukam, sich als ältesten Sohn des Sternwirts vorstellte und Diethelm bat, in die Herrenstube zu kommen.

Die Welt duldete es gar nicht mehr, auch wenn er es selbst gewollt hätte, daß er in niederem Bereiche verweilte. Diethelm betrachtete sich selbst, um zu erkunden, was denn an ihm sei, daß ihm jeder ungefragt eine höhere Stufe anwies. Er folgte dem jungen Manne, der äußerst ehrerbietig war, die Treppe hinab, und als er eben die Klinke zur Herrenstube in der Hand hatte, hörte er einen Soldaten unter der Haustüre sagen: „Komm nur.“ Diethelm drehte sich um, die Stimme war ihm bekannt, nur der Soldat fuhr fort:

„Tanz du nur einmal, während der Zeit wird dein Vater um ein paar tausend Gulden reicher und ich krieg' dich immer weniger.“

„Ich weiß nicht, ob's recht ist,“ sagte eine Mädchenstimme und halb gezogen erschien Fränz auf der Schwelle mit hochglühendem Antlitze.

„Soll ich euch aufspielen?“ rief Diethelm, sich umwendend. Der Soldat und Fränz ließen vor Schreck die Hände los.

** Geschenk, das man vom Markte mitbringt. — *** bestanden, eigentlich „zum Stehen gekommen“; daher reiferen Alters, zu Verstand gekommen.

Der Soldat faßte sich schnell wieder und grüßte Diethelm, dieser aber sagte:

„Du bist's? wie kommst du daher, Munde?"

„Ich hab' Urlaub genommen und es freut mich, daß ich auch meinen alten Herrn seh'."

„So? Willst eine Halbe trinken?"

„Freilich."

„Säh**, da hast Geld, trink eine," und Diethelm reichte mit diesen Worten dem über und über errötenden Soldaten einen Sechsbätzner. Der Soldat, der nicht anders erwartet zu haben schien, als Diethelm würde ihn mit zum Wein nehmen, wußte nicht, sollte er die Hand zum Faustschlag ballen oder zum Empfang der Gabe darreichen. Beides schien gleich mißlich, offene Feindseligkeit wie die beabsichtigte Demütigung vor den Augen der Geliebten, es fand sich aber noch ein Ausweg und lächelnd sagte der Soldat:

„Dank' gehorsamst, ich will warten, bis ich einmal ein' Halbe mit Euch trink'; vorderhand hab' ich schon noch, um von meinem Geld ein Glas auf Euer Wohlsein zu trinken."

Mit einem Gemisch seltsamer Empfindungen reichte Diethelm dem Soldaten die Hand und stand von dem Vorhaben ab, dem Burschen auf strenge Weise zu zeigen, an welchen Platz er gehöre; diese geschickte, höfliche Wendung und der Stolz, der darin lag, gefiel ihm. Das gestand sich Diethelm. aber nicht, daß er sich in diesem Augenblicke selber zu sehr gedemütigt fühlte, um die Unterwürfigkeit anderer herauszufordern. Er sagte daher nichts weiter, winkte dem Soldaten einen Abschied zu und verschwand mit Fränz hinter der Tür der Herrenstube. Der Soldat ging im Hausflur auf und ab wie ein Wachtposten und seine Gedanken gingen mit ihm hin und her: sollte er auch hinein in die Herrenstube und sich auftischen lassen? Aber wer weiß, wozu das führt? Es sind viele Fälle möglich. Der Schluß blieb jenes letzte Mittel, das Gelehrten und Ungelehrten gleich genehm ist, nämlich: vor allem und vorderhand nichts tun — da macht man nichts gut und nichts böse und kann getrosten Mutes und ruhigen Gewissens die kommenden Ereignisse abwarten.

Viertes Kapitel.

Der Soldat ging nach dem Schafmarkt. Viele Hurden waren bereits leer, die noch zurückgebliebenen Schäfer hatten ihre Mäntel bereits lose zusammengerollt auf der Schulter hängen. Das Marktgewühl brauste und toste in der Ferne, hier aber war alles so still wie auf einsamer Höhe, an deren Fuß ein wildrauschender Bach über Felsen braust; nur bisweilen hörte man das klagende Blöken eines Schafes, dem ein Metzger durch einen Schnitt ins Ohr das Kennzeichen seines Eigentums gab. Die also bezeichneten Schafe duckten die Köpfe und sahen traurig und dumpf nieder, als wüßten sie, daß die Tage ihres Weidganges gezählt sind. Von einer Herde führte ein Metzger eben einen Hammel weg und das sonst geduldige Tier war störrig und mußte mehr gezogen und geschoben werden, als daß es ging; es kümmerte sich wenig um Bellen und Beißen des Hundes und blökte nur kläglich. Der Soldat schaute dem allem mit dumpfer Verwunderung zu; er war selber Schäfer gewesen, und doch war ihm das wieder neu und fast seltsam. Er sah die Hurde seines Bruders, des Schäfers Medard, den wir beim Ausspannen gesehen haben, und schon von fern zerrte der falbe Hund an der Kette, die am Gurte seines Herrn befestigt war, und weckte diesen aus stillem Niederschauen, so daß er aufblickend rief:

„Hast sie gefunden?"

Der Soldat nickte mit dem Kopfe, und erst als er bei seinem Bruder war und den Hund gestreichelt hatte, erzählte er, wie er die Fränz allein auf dem Markte getroffen, wie sie miteinander umhergeschlendert und eben zum Tanze gehen wollten, als Diethelm dazwischen kam und ihn so sonderbar davonschickte.

Der Schäfer dagegen berichtete, wie es ihm sei, als ob die ganze Welt aus dem Leim ginge: daheim habe der Meister so nötlich getan, wie wenn alles bei ihm auf Spitz und Knopf stehe, und kaum auf den Markt gekommen, kaufe er wie besessen ein und tue, wie wenn er fragen möchte: Was kostet das Schwabenländle da? Er habe die Hämmel verkauft und könne den Herrn nirgends finden, um ihm das Geld zu geben. Überhaupt, erzählte er, sei der Meister seit fast einem Jahr zweierlei Menschen: bald streichle er einen wie mit Samtpfoten, bald sei er ein borstiger Igel, bald lobe er alles, bald mache man ihm gar nichts recht. Die Brüder besprachen sich noch lange über das seltsame Wesen des Meisters, denn auch der Soldat hatte ehemals bei Diethelm als Schäfer gedient.

Als der Schäfer äußerte, daß Diethelm vielleicht um so größer tue, je kleiner er geworden sei, und vielleicht noch einen tüchtigen Raps mache, solang man ihm traue, fuhr der Soldat dagegen los, als ob er selber beleidigt wäre, und es war noch mehr als das: denn da gilt ja gar nichts mehr, wenn man gegen solch einen Mann nur so was denken darf; worauf der andere lächelnd erwiderte:

„Büble, Büble, du wirst dein Lebtag nicht gescheit; du glaubst den Leuten, was sie dir vormachen. Laß sehen, was du für Tubak hast," schloß er und nahm dem Soldaten die Pfeife aus dem Mund und rauchte sie weiter, der Soldat sagte kein Wort dazu.

Es war ein seltsames Brüderpaar, das da beieinander saß. Medard hätte dem Alter nach der Vater Mundes sein können, aber ähnlich sahen sich die Brüder nicht. Medard hatte ein langes, dürres Gesicht, das durch den zottigen Backenbart und die aufgesträubten rötlichen Augenbrauen Ähnlichkeit mit dem Schäferhunde hatte, während Munde kugelrund aussah und Angesicht und Hals von dunkelbrauner Farbe war; er hatte kohlschwarzes Haar und kleine, in fetten Augenlidern versteckte braune Augen, aus denen ein stilles, sanftes Gemüt sprach. Medard sah aus, als könnte er nie lachen, und Munde sah noch jetzt in seiner Betrübnis aus, als könnte Schmerz und Zorn keine Heimat in seinem Gesichtsausdruck finden.

Medard war gerade um fünfundzwanzig Jahre älter als sein Bruder, und diese beiden und noch eine Schwester, die dem alten Vater in Buchenberg haushielt, waren von neun Kindern am Leben geblieben. Als der kleine Munde so verspätet und plötzlich geboren wurde, verließ Medard unter Verwünschungen das väterliche Haus und betrat sechs volle Jahre dessen Schwelle nicht mehr. Es war nicht Ärger wegen des Erbes — da war ja nichts zu teilen —, aber Medard schämte und ärgerte sich über den nachgeborenen Bruder, daß er von seinen Eltern gar nichts mehr wissen wollte; er verdingte sich weit weg und kam erst nach sechs Jahren wieder, als er aus dem Zuchthause entlassen wurde, wo er wegen einer Rauferei, in der er einen Nebenbuhler erschlagen, fünf Jahre gebüßt hatte. Es war ihm nun doch nichts übrig geblieben, als in das väterliche Haus zurückzukehren. Als er zum erstenmal wieder in des Vaters Stube trat — die Mutter war schon seit sechs Jahren gestorben, und wie der Väter sagte, an den Folgen der Verheimlichung ihrer Schwangerschaft, die sie vor dem erwachsenen Sohne verbergen wollte —, da war's, als ob der kleine Munde es dem Bruder wie mit Zauber angetan hätte; er umklammerte gleich beim Eintreten seine Füße und Medard ließ den schon ziemlich großen Bengel oft stundenlang nicht vom Arm herunter und tollte mit ihm wie närrisch umher, die ganze verhaltene Bruderliebe schien auf einmal sich zu entfalten und eine Sühne für seine früher verübte Härte zutage zu fördern.

Diethelm tat gerade um diese Zeit eine großartige Schäferei auf und auf die Bitten des alten Schäferle und die Zureden seiner Frau nahm er den Medard in Dienst, der nun von Georgi bis Michaeli** im freien Felde war und stets den Munde bei sich hatte und ihn mit einer Sorgfalt ohne Grenzen wartete und pflegte. Der alte Schäferle überließ ihm gern das Kind; er war mit allem zufrieden, wenn er nur hinlänglich Tabak hatte, um seine Holzpfeife in beständigem Brand zu erhalten. Medard versorgte ihn jetzt mit Tabak, während er sonst oft hatte dürre Nußblätter rauchen müssen.

Wenn Medard manchmal dachte, daß ihm das Kind sterben könnte, fühlte er alle Haare zu Berg stehen. Stundenlang konnte er in das braune Antlitz und in die dunkeln Augen des Knaben schauen und sich nur ärgern, daß dieser ihn gewiß nicht so lieb habe, wie er ihn, es wenigstens nicht dartun konnte; dann konnte er aber auch stundenlang vor sich hin lächeln über eine einfältige oder kluge Bemerkung des Munde. Auf den falben Schäferhund, den Paßauf, war Medard oft eifersüchtig, denn der Knabe war mit dem Hund so zutraulich und verschwendete an ihn so viel Liebe, die doch ihm gebührte. An einer Sache hatte aber Medard stets seine ungetrübte Freude. Munde war nämlich äußerst gelehrig in der Musik. Vielleicht ist es noch ein Überbleibsel aus den verklungenen Schalmeienzeiten, daß die Schäfer in der Regel kunstfertige Pfeifer sind, und Medard war hierin noch ein besonderer Meister. Er verstand nicht nur den notwendigen Signalpfiff, der dem Paßauf als Kommando galt, er konnte auch alle Vögel des Waldes nachahmen und hatte noch dazu eine unerschöpfliche Quelle von Lieder- und Tanzweisen, in denen er trillern konnte wie ein Kanarienvogel. Er lehrte nun den Munde diese Fertigkeit, und wenn der Knabe dann vor ihm stand und den Mund spitzte und hellauf pfiff, umfaßte Medard mit beiden Händen seine Schäferschippe und bohrte sie tief in den Boden vor Freude. Im Herbst lockte Medard andere Knaben zu sich aufs Feld, damit sie mit dem Munde spielen, denn dieser kam ihm manchmal so traurig und nachsinnend vor, so verlassen wie ein Schäfchen, das von der Herde genommen ist und das

** da.

** 23. April bis 29. September.

einsam in sich hinein jammert. Da deuchte es dann Medard, als ob sein Munde über alle herrsche, sie beugten sich ihm ungeheißen, und alte Sagen kamen ihm in den Sinn, wie ein Schäferknabe plötzlich zu einem König geworden und eine schöne Prinzessin im diamantenen Palaste zum Ehegemahl erhielt. Er lächelte wohl über diese Sagen, er wußte ja, daß daran kein wahres Wort sei, aber Munde war gewiß zu etwas Großem geboren, wenn auch just nicht zu einem König; und dann wollte sich Medard in seinen alten Tagen das Gnadenbrot bei ihm ausbitten und unter der Stalltür stehend glücklich sein, wenn sein Bruder in der Kutsche dahinfuhr oder auf einem schönen Apfelschimmel daherritt. Was läßt sich nicht alles ausdenken draußen bei den still weidenden Tieren! Medard erschien sich oft ganze Wochen wie verzaubert, alles, was er tat, kam ihm so vor, als wäre das nur für einstweilen nur noch jetzt, in einer Stunde wird's anders: da kommt auf einmal ein groß Glück. Und manchmal konnte er es gar nicht fassen, daß der Munde noch so klein und jung sei und noch so lange zu wachsen habe, bis er ein großer Mann, mindestens ein reicher Graf sei. Natürlich fehlte es auch nicht an Zeiten, wo sich Medard vor die Stirn schlug und sich selber auslachte über all die Narreteien, die er im Kopfe herumtrage; er war dann froh, daß niemand davon wußte, und schlug sich alles aus dem Sinn; aber innerlich verborgen konnte er doch eine gewisse Hoffnung des Unerwarteten nicht ertöten, er wußte nicht was und wie, aber doch blieb's.

Als dem Diethelm seine Fränz geboren war, hatte Medard dieser schon einen Ehemann bestimmt, lange bevor sie ein Wort sprechen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Wille.

Skizze von Carry Brachvogel.

Der kleine Kreis hatte, wie dies häufig vorkommt, von Wundern gesprochen, von Wunderglauben und Wunderkräften. Jeder wollte schon ein metaphysisches Erlebnis gehabt haben; nur der Geheimrat, der Leiter der großen chirurgischen Klinik, saß schweigend, ohne Zustimmung, Verneinung oder Zweifel zu äußern. Eine junge Dame, die sich okkulter Kräfte rühmte, sagte zu ihm: „Herr Geheimrat, Sie müßten doch aus Ihrem reichen Berufsleben merkwürdige Dinge zu berichten wissen, die sich nicht immer auf die sogenannte „natürliche Weise“ erklären lassen. Aber freilich, Sie sind Materialist — —“

Geflissentlich überhörte er ihre letzten Worte und entgegnete: „Ich will gern eine seltsame Geschichte aus meinem Berufsleben erzählen, wenn sie vielleicht auch ein wenig anders ist, als Sie wünschen oder erwarten. Seltsam und erschütternd bleibt sie deswegen doch! Diese Geschichte liegt weit zurück, in jener Zeit, da ich eben zum Nachfolger des weltberühmten Mannes ernannt worden war, dessen erster Assistent ich jahrelang gewesen bin. Sie wissen wohl nicht alle, daß dieser unvergeßliche Mann, Geheimrat X., als erster eine bestimmte Operation ausführte, ja erfand, die für alle Zeit seinen Namen trägt, und mit der er vielen Menschen das scheinbar schon verlorene Leben gerettet hat. Eine Operation von ungewöhnlicher Kühnheit, die fast ein Menschenalter lang nur er machte, denn sie erfordert nicht nur Kunst und Erfahrung, sondern auch Intuition und ungewöhnliche Willensanspannung. Nun gehörte der Geheimrat zu den Menschen, deren Willenskraft und Selbstbeherrschung ans Märchenhafte grenzen. Er war nicht hochgewachsen, nicht breitschultrig, aber man brauchte nur seinen scharfgeschnittenen Mund mit den festgeschlossenen Lippen zu sehen, um zu wissen, welcher Art dieser Mann war.

Doch es kam auch für ihn das Alter, das ihm vorschriftsmäßig gebot, die Stellung an der Klinik aufzugeben, um einem jüngeren — mir — Platz zu machen. Er tat es in seiner vorbildlichen Weise, verschwand für die Welt ohne Groll und Neid in seiner schönen Gartenvilla. Eine Weile übte er noch eine Privatpraxis aus, aber nicht mehr lange, denn — wir vernahmen es mit Schmerz — nach seinem Abgang von der gewohnten Kliniktätigkeit wurde er rasch ein alter, müder Mann. Er verfiel zusehends, ging gebückt, erkannte Bekannte nicht gleich wieder, mit denen er noch vor kurzem gesprochen hatte, saß stundenlang müßig in einem Armstuhl am Fenster und fütterte Vögel. Alles an ihm wurde greisenhaft, nur der Mund blieb strenggeschnitten und festgeschlossen, als hätte er noch ein letztes Wort zu sagen. Als ich einmal bei einem Abendspaziergang den Geheimrat traf und ein wenig mit ihm sprach, dachte ich bei mir:

„Es wird wohl nicht lange mehr dauern. Starke Verkalkung!“

Er selbst war über seinen Zustand völlig klar. „Es geht schon noch eine Weile!“ meinte er, „aber vor großen Aufregungen muß ich mich hüten! Das Herz will nicht mehr recht.“

Eines Tages erschien in unserer Klinik eine wunderschöne, von ihrem Gatten vergötterte junge Frau, Mutter von fünf kleinen Kindern, aber — — eine Todgeweihte. Nur die Operation des Geheimrats hätte ihr Heilung bringen können, ich aber hatte diese Operation nie gewagt und wußte auch keinen Kollegen, der sie damals unternommen hätte. Es war eine schwere Aufgabe, dieser blühenden Frau, die ihrer Familie noch so nötig war, das Todesurteil, wenn auch in verhüllter Form, zu verkünden. Ich besprach den Fall mit meinen beiden Assistenten, — jedem von uns ging es nahe, daß hier unsere Kunst gänzlich versagen sollte. Unsere — aber mußte deshalb jede ärztliche Kunst versagen?! Blitzschnell schoß es mir durch den Sinn: „Wenn er es wagte — —“ gleich aber verwarf ich den Gedanken. Wie hätte der greisenhaft gewordene Mann diese Aufgabe bewältigen können!

Doch schon war mir ein Wort entflohen, das der Todgeweihten Leben zu versprechen schien. Vielleicht war es gar kein Wort gewesen, sondern nur die Hälfte eines Wortes . . . nur ein Hauch. Aber schon hatte die um ihr Leben Ringende ihn aufgefangen, und dieser Hauch fachte alle schon erloschene Hoffnung in ihr aufs neue an. —

Was soll ich Ihnen lange erzählen?! Die junge Frau trug mein unbedacht gesprochenes Wort zum Geheimrat hin. Bat . . . weinte . . . bettelte . . . Strahlend vor Glück kam sie zu mir zurück. Der Geheimrat hatte eingewilligt, — zwei Tage später wollte er die Operation vornehmen . . .

Ich kann Ihnen nicht schildern, was für zwei Tage und Nächte es für mich waren. Ich kam mir wie ein Irrsinniger vor, daß ich den Gedanken zuerst gehabt, und wie ein Verbrecher, daß ich ihm Ausdruck verliehen hatte. Auch meine beiden Assistenten waren bestürzt. Jeder von uns war überzeugt, daß wir einem wahnwitzigen Beginnen entgegenschritten, das mit einer Katastrophe enden mußte. Ich trug mich mit Selbstmordgedanken, denn ich sagte mir, daß mein Leichtsinn nur mit dem Tod gebüßt werden könne. —

Der Morgen der Operation war angebrochen. Der Geheimrat hatte stets nur zu früher Morgenstunde operiert und wollte es auch diesmal so halten. Graues Morgenlicht lag in dem weiten Operationssaal, in dem die Schwester noch einmal alle Instrumente prüfend überblickte. Das Auto des Geheimrats fuhr vor. Ich erschrak, als ich ihn sah. Wahnsinn! Wahnsinn! Dieser Mann wollte diese Operation ausführen! Dies gebückte, eisgraue Männchen, das der Diener fast aus dem Wagen hob und wie ein Kind die hohen Treppen zur Klinik hinaufführte. Keiner von uns wagte den anderen anzusehen. Aber ich wußte doch, daß meinem zweiten Assistenten die Zähne wie im Fieber zusammenschlugen, und daß die Operationsschwester entgeisterte Augen hatte.

Der Geheimrat begann sich für die Operation vorzubereiten. Wusch die Hände mit Karbol, blickte nach den Gummihandschuhen. War immer noch ein gebücktes, eisgraues Männchen. Was hätte er auch anders sein sollen?! Wahnsinn! Wahnsinn! Nun schlüpfte er in seinen weißen Operationskittel und nun — — Ich traute meinen Augen nicht. Mit einem Male war das gebückte, eisgraue Männchen verschwunden und der Geheimrat stand vor uns, ähnlich, wie er vor zwanzig Jahren gestanden hatte, aufrecht, mit hellen Augen und so festgeschlossenem Mund, daß die Lippen nur wie ein feiner Strich in dem gestrafften Gesicht lagen. Schon stand er neben der jungen Frau, über deren Antlitz die Chloroformmaske lag, und befahl mit seiner ruhigen Stimme von einst: „Geben Sie mir das Messer!“

Ich hielt den Puls der Betäubten. Die Operation begann. Sie dauerte fast zwei Stunden. Zwei Stunden, in denen wir den Klöppel der Ewigkeit an unsere bangen Herzen schlagen hörten. Man erlebt ja zuweilen bei alten Leuten diese sprunghafte Wiederkehr verlorener Kraft, — aber würde sie hier aushalten bis zum Ende? Wenn sie nicht aushielt? Wenn das Messer zu früh den wieder alt und zittrig gewordenen Händen entglitt, was dann? Niemand wagte, es auszudenken. Zwei Stunden lang tiefstes Schweigen. Wortloses Werk . . . wortlose Handreichung.

Zum letzten Male schlug endlich der Klöppel der Ewigkeit an unsere Herzen. Die Operation war zu Ende. War gelungen. Der Geheimrat zog sich in sein Kabinett zurück, um sich zu säubern . . . umzuziehen . . . Wir standen noch wie betäubt . . . stumm . . . Aber die Schwester ließ eine Glasplatte mit Instrumenten fallen, und mein zweiter Assistent stand am Fenster, hatte die Hände über dem Fensterknopf verschränkt und schüttelte sich in einem unterdrückten Weinkrampf.

Endlich fiel uns auf, daß der Geheimrat sich nicht von uns verabschiedete. Die Schwester ging nach ihm zu sehen. Er hatte sich doch verabschiedet. In seinem weißen Kittel lag

er lang ausgestreckt auf dem Fußboden des Kabinetts. Ein Herzschlag. Er hätte ja jede Aufregung meiden sollen. Und wo hätte es eine größere gegeben, als diese Operation?! — —

Eine kleine Pause folgte den Worten des Erzählers. Dann meinte die junge Dame triumphierend: „Und Sie glauben nicht, daß ein Wunder in ihm, aus ihm gewirkt hat?!“

Der Geheimrat entgegnete gelassen: „Sie mögen es Wunder nennen. Ich nenne es Wille.“

Nachruf auf einen Journalisten.

Vor kurzem starb im Krankenhaus in Posen der Redakteur Tadeusz Gubrynowicz, ein Mitarbeiter des „Kurjer Poznański“. In seinem Nachlaß fand man, wie die „Deutsche Presse“ mitteilt, folgenden Nachruf auf einen Journalisten, den er auf dem Sterbebett geschrieben hat, den Tod bereits vor Augen. Der Nachruf könnte für jeden Journalisten gelten und spiegelt die Tragik des Journalistenlebens wider.

„Ein Journalist ist gestorben ...

Und wißt Ihr, wer dieser Journalist ist? ... Ich will's Euch sagen: Es ist ein komischer Mensch, der sein ganzes Leben hindurch nicht an sich denkt, weil er keine Zeit für sich hat, da er an alles denkt ... „Der nicht schläft, damit der andere schlafen kann“ ... Ja, er schläft nicht, er darf es nicht, damit andere sich ausruhen können. Er muß für sie wachen, immer auf dem Posten, er achtet auf alles. Seine Wachsamkeit kann keine Erscheinung des Lebens, auf dessen Pulsschlag er ständig die Hand hält, übersehen. Es geschieht nichts ohne ihn. Unter seiner Teilnahme bilden sich neue Werte. Er zündet die Lichter auf den Altären an, und er sticht die Wundnadel in die widerlichsten Wunden. Er fördert und verteidigt Güter, demaskiert und bekämpft das Übel nach bestem Wissen und Wollen, und während manchmal andere seine Werte für sich fruchtbar machen, gibt er, der namenlose Arbeiter, im Dienste für die Allgemeinheit alles hin, ohne daß für ihn etwas bleibt ...

Und habt Ihr jemals darüber nachgedacht, wenn Ihr die Zeitung in die Hand nehmt, wieviel aufopfernde Arbeit des Journalisten in diesen wenigen Druckseiten steckt, die für den Gebrauch eines Tages bestimmt sind? Ist es Euch jemals in den Sinn gekommen, daß er in diesen Spalten das Beste gibt, was er in sich hat, die Höchstanstrengung seines Geistes, seiner Gefühle und Nerven? ... Für den Gebrauch eines Tages ... Er, der Diener des Tages, der mit seinen Gedanken unendlich hinter diesen Tag reicht, weit in die Zukunft, deren Mitschöpfer er ist ..

Ein Journalist ist gestorben ...

Er starb zu früh, denn er hatte nicht einmal Zeit, an sich zu denken, als es den sich nach ihm ausstreckenden Freund Hein abzuwehren galt.

Und bevor er starb, hatte er zum ersten Male im Leben einen Augenblick Zeit für sich und schrieb diesen Nekrolog, um den Kollegen, die so wie er das ganze Leben hindurch keine Zeit haben, eine Sorge zu ersparen.

Er hieß? ... Das ist gleichgültig .. Einer von vielen, ein namenloser Arbeiter, den der morgige Tag schon vergessen hat ... Und übrigens der journalistischen Genauigkeit halber: Er hieß Tadeusz Gubrynowicz. Er starb im Alter von 47 Jahren nach 25 jähriger journalistischer Tätigkeit.

Ein Journalist ist gestorben.

Und Ihr, die Ihr diesen Nachruf lest, wenn Ihr bedenkt, daß „er sich abmühte und also in Frieden ruhen soll“ —, dann sprecht für den Frieden seiner Seele ein „Ave Maria“ ...

Aber viele von Euch, sehr viele sogar, werden sicherlich so denken: — Aha, ein geistreicher Journalist will wohl nach dem Tode die Verbreitung seines Blattes ausnutzen, um sich gratis und franko Zehntausende von „Segenswünschen“ zu sichern.

Vielleicht auch das ... aber dann tritt er in dieser Rolle des Ausbeuters für sich gewiß zum ersten Male auf, und mit noch größerer Gewißheit zum letzten Male ...“

Bunte Chronik

* **Ein „Luft-Floh“.** In Wien soll ein bekannter Pilot und Ingenieur das kleinste Flugzeug der Welt herausgebracht haben. Das „herzige Ding“, wie Wiener Blätter es nennen, hat nur eine Flügelspannweite von 7½ Meter, die Flügel sind an den Leib klappbar, so daß es nur eine Breite von 2 Mtr. gibt, Länge von 5½ Mtr., Höhe von 1¼ Mtr., Gewicht 100 Kilogr., Motorstärke P. S. Dabei soll es 100 Kilogr. Nutzlast und Betriebsstoff für 5 Stunden mitnehmen können. Erst wenn dieses Flugzeug durch Flüge seine Leistungsfähigkeit bewiesen hat, wird man beurteilen können, wie es im Vergleich zu ähnlichen tschechoslowakischen Kleinflugzeugen zu beurteilen ist.

* **Aufsichtsratsstellen von heute!** In früheren Zeiten hat man es als etwas ganz Außerordentliches angesehen, wenn in der Hand einer Persönlichkeit ein oder zwei Dutzend Aufsichtsratsstellen vereinigt waren. Die höchste Zahl von 30 solcher Posten war im Jahre 1914 in der Hand des Konsuls Landau. Im Jahre 1924 hatte Louis Hagen in Köln mit 69 Aufsichtsratsposten die höchste Ziffer erreicht. Nach der Neuaufstellung ist aber diese Ziffer weit überholt worden durch den Direktor der Darmstädter und Nationalbank (Danat-Bank), Jacob Goldschmidt, der 95 Aufsichtsratsposten in seiner Hand vereinigt. Nach ihm kommt der Direktor der Deutschen Bank, Herrmann, mit 68, sodann der Direktor Sobernheim von der Commerzbank mit 67, und erst dann Louis Hagen in Köln mit 64 Aufsichtsratsposten. Unter 50 Posten in einer Hand ist heute gar nichts Seltenes mehr!

*

* **Die Verlängerung des menschlichen Lebens.** Infolge der Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse ist das Durchschnittsalter des Menschen jetzt erheblich höher als z. B. vor hundert Jahren. Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika besitzen wir genaue Zahlen, die wir einer lehrreichen Abhandlung des „Kosmos“ entnehmen. Um den Beginn des 19. Jahrhunderts betrug das Durchschnittsalter dort ungefähr 35 Jahre, am Ende des Jahrhunderts hatte es sich auf etwa 45 Jahre erhoben, im Jahre 1921 betrug es 58 Jahre. Im Zeitraum von rund 120 Jahren hat nach diesen Zahlen die Durchschnittsdauer des menschlichen Lebens also um 23 Jahre zugenommen. Seit dem 16. Jahrhundert, wo allerdings statistische Aufzeichnungen noch nicht mit derselben Verläßlichkeit gemacht wurden wie in neuerer Zeit, hat sich dort das durchschnittliche Lebensalter sogar mehr als verdoppelt. Und das trotz dem großen kontrollierbaren Krankenstand, den Amerika auch jetzt noch hat. Im Durchschnitt sind immer etwa 3 Millionen Menschen krank in den Vereinigten Staaten, das entspricht etwa 3 v. H. der Bevölkerung.

*

* **Der Unfall.** Der „Simplizissimus“ erzählt folgende wahre Geschichte: Der Monteur J. K. erlitt am 23. März 1923 einen Betriebsunfall, an dessen Folgen er am 4. Juni starb. Am 14. Juli erging an den Monteur K. eine Vorladung vom Versicherungsamt München, sich zum Zweck der ärztlichen Untersuchung dort einzufinden. Die Witwe ging zum Amt und teilte mit, daß ihr Mann an den Folgen des Unfalls gestorben sei. Am 8. August kam eine neue Vorladung des Versicherungsamts. Die Witwe teilte persönlich zum zweitenmal den Tod ihres Mannes mit. Knappe vier Wochen später brachte der Briefträger eine dritte Vorladung. Um ein für allemal unbehelligt zu sein, beauftragte die Witwe einen gesetzlichen Vertreter, den am 4. Juni erfolgten Tod protokollarisch zum Akt festzustellen. Am 4. Oktober gegen Zustellungsurkunde eine neuerliche Vorladung des Versicherungsamts folgenden Inhalts: „Wenn Sie zum Termin wieder nicht erscheinen, wird angenommen, daß Ihnen ein Nachteil aus dem Unfall über den 14. Juni hinaus nicht entstanden ist und daß Sie auf alle Ansprüche an die Berufsgenossenschaft Verzicht leisten.“

*

* **Außerordentliche Kraft.** Als einst der Marschall Moritz von Sachsen einigen Personen einen Beweis seiner Kraft geben wollte, begab er sich zu einem Hufschmied unter dem Vorwande, sein Pferd beschlagen zu lassen, und da er verschiedene fertige Eisen fand, sagte er zum Handwerker: „Hast du keine besseren?“ Dieser erklärte indes, sie seien sehr gut, doch der Marschall nahm fünf oder sechs und zerbrach eines nach dem anderen. Der Schmied bewunderte ihn schweigend; endlich tat der Marschall, als ob er ein gutes gefunden habe; das wurde denn auch dem Pferde aufgeschlagen. Nachdem dies geschehen, warf er einen Taler auf den Amboß. „Entschuldigen Sie, Herr,“ sagte der Hufschmied, „ich habe Ihnen ein gutes Eisen gegeben, Sie müssen mir auch einen guten Taler geben.“ Indem er dies sagte, brach er den Taler entzwei und machte es ebenso mit vier oder fünf anderen, die ihm der Marschall gab. „Du hast recht, mein Freund,“ antwortete ihm der Graf, „ich habe nur schlechte Taler, aber hier ist ein Louisdor, ich hoffe, er wird gut sein.“ Der Marschall mußte zugeben, daß er seinen Meister gefunden hatte.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg